

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882
1878

6 (10.2.1878)

Prüfet Alles, das Gute
behaltet!

Eines Mannes Rede ist
keine Rede,
Man muß sie hören zweide.

Im Nöthigen Einheit,
Im Zweifelhafsten Freiheit,
Im Allem Liebe!

Volksblatt.

Herausgegeben von Dr. Chr. G. Soffinger.

Erscheint jede Woche.
Bestellbar bei der Post
und im Buchhandel.
Preis vierteljährlich: Im
Reichspostgebiete, bei der
Post abgeholt, 40 Pf.;
ins Haus gebracht und im
Buchhandel (Commission
von Karl J. Trübner in
Straßburg i. E.) 55 Pf.
Passende Anzeigen: Die
Nonpareille-Beile oder
deren Raum 30 Pf.

Nr. 6.

Straßburg im Elsaß,

10. Februar 1878.



Adolf Thiers,

geboren den 16. April 1797 in Marseille, † den 3. September 1877 in St. Germain-en-Laye.

Adolf Thiers.

Wer die vielbewegte französische Geschichte der letzten 50 Jahre an seinem Geiste vorüberziehen lassen, den gegenwärtigen Zustand Frankreichs mit klarem Auge anschauen und französische Art kennen lernen will, kann dies nicht leicht besser erreichen, als wenn er die Lebensgeschichte des berühmten Staatsmannes Thiers betrachtet. Marie Josef Ludwig Adolf Thiers ist am 16. April 1797 in Marseille geboren. Frankreich war damals eine Republik; das Volk hatte seinen König Ludwig XVI. zum Tode gebracht und wollte eine Zeit herbeiführen, in der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ herrschen sollten. Die Jahre wurden nicht mehr von Christi Geburt an gezählt, die Monate anders benannt und anders eingetheilt als bisher. Wollen wir daher die damals in Frankreich eingeführte Bezeichnung gebrauchen, so müssen wir sagen: Thiers ist am 27. Germinal (Reimonat) des Jahres V der Einen und untheilbaren Republik geboren. Sein Vater, früher ein Beamter, dann ein Tuchhändler, hatte durch die Revolution sein Vermögen eingebüßt, so daß sein Sohn nur vermittelst eines „Freiplatzes“ in einer Schule den Weg zu höherer Bildung einschlagen konnte. Im 18. Lebensjahre begann er die Rechtswissenschaft zu studiren und wurde im Jahre 1820 Advokat. Schon frühe erlangte er großes Ansehen durch die Lösung einer Preisaufgabe. Zwar bekam er nicht sogleich den Preis, obwohl die Preisrichter seine Arbeit für die beste hielten (seine politischen Ansichten sollen ihnen anstößig gewesen sein), aber bei der nächsten Bewerbung sandte er die erste Lösung noch ein Mal ein, schrieb außer derselben noch eine zweite und ließ diese in Paris auf die Post geben, so daß die Preisrichter nicht wußten, von wem sie herrührte. Letztere wurde gekrönt, erstere erhielt einen Nebenpreis.

Wer es in Frankreich zu etwas Großem bringen will, pflegt nach der Hauptstadt, nach Paris, zu gehen. So auch Thiers. Im September 1821 zog er dort ein. Anfänglich konnte er nur kümmerlich leben. Mit einem Freunde bewohnte er eine bescheidene Kammer im 4. Stock eines Hauses, aber bald verdiente er durch Mitarbeit an einer Zeitung so viel, daß er schon nach Ablauf eines Jahres seine Mutter unterstützen und eine Reise machen konnte. Immer mehr verbesserte sich seine äußere Lage; dieselbe wurde eine geradezu glänzende, als er sich mit Elise Dosne, der Tochter eines sehr reichen Generalsteuereinnehmers, verheirathete.

Bis zum Jahre 1830 war seine Thätigkeit wesentlich eine schriftstellerische. Er schrieb Zeitungsaufsätze und außerdem ein umfangreiches Werk, eine Geschichte der französischen Revolution. In diesen Arbeiten betonte er mit großer Sprachgewandtheit und glühender Begeisterung die Rechte des Volkes; er strebte nach einer sogenannten constitutionellen Regierung, das heißt einer solchen, in welcher das Staatsoberhaupt seine Handlungen genau nach der Verfassung einrichten muß. Bekannt ist sein Wort: „Der König herrscht, aber re-

giert nicht.“ Da der damalige französische König Karl X. solchen Bestrebungen abgeneigt war, griff ihn Thiers in seiner Zeitung heftig an und war einer der Männer, welche den Sturz dieses Fürsten (im Juli 1830) herbeiführten und dann in Ludwig Philipp drangen, er solle die Krone annehmen. Derselbe that es, beschwor die Verfassung, welche dem Volke große Rechte gab, und berief Thiers auf einen hohen Posten in seinem Ministerium. Thiers entfaltete nun eine reiche staatsmännische Thätigkeit, und zeigte so große Tüchtigkeit, daß er schon im Jahre 1836 Ministerpräsident wurde. Zwar vermochte er sich als solcher nicht lange zu halten, noch in demselben Jahre mußte er wieder abtreten, aber aufs Neue gelangte er im Jahre 1840 zu dieser hohen Stelle.

In den Streitigkeiten, welche damals zwischen Egypten und der Türkei herrschten, stellte sich Thiers auf die Seite Egyptens, wurde aber von den andern Großmächten nicht unterstützt, so daß sein und Frankreichs Einfluß empfindlich geschwächt wurde. Thiers suchte denselben auf anderem Wege wieder zu gewinnen: er suchte das Verlangen seiner Landsleute nach dem Rheine wieder an. Das zündete bei dem so leicht erregbaren französischen Volke. Laut erscholl der Ruf nach der „Rheingrenze.“ Derselbe brachte in ganz Deutschland große Erbitterung hervor.

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein“

und

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall etc.“

so lautete von da her die Antwort.

Doch Ludwig Philipp ließ sich von Thiers nicht zu einem Kriege verleiten; dieser mußte auf's Neue von seinem Posten abtreten. Eines hatte er aber doch erreicht: Paris wurde auf sein Anrathen mit einem starken Festungsgürtel versehen; derselbe kostete Frankreich über 200 Millionen Franken.

Für die nächste Zeit zog sich Thiers wieder in seine Studirstube zurück und arbeitete an einer Geschichte Napoleon's I., dessen Thaten er verherrlichte und durch deren Erzählung er der Ruhmbegehrde des Volkes Nahrung gab. Er trug viel dazu bei, daß die Anhänglichkeit an die Napoleonische Familie im Volke wuchs, und daß Napoleon III. der Weg zum Throne geebnet wurde.

Im Februar 1848 brach in Paris eine neue Revolution aus; Ludwig Philipp mußte fliehen; die Republik wurde eingeführt, Ludwig Napoleon (im Dezember 1848) zu deren Präsidenten erwählt. Thiers stand letzterem mehrfach berathend zur Seite, wandte sich jedoch von ihm ab, als er bemerkte, daß er nach der Kaiserkrone strebe. Am 2. Dezember 1851 nahm Napoleon zu der Gewalt seine Zuflucht, machte einen sogenannten „Staatsreich“, löste die ihm nicht willfährige

Nationalversammlung, welcher auch Thiers angehörte, auf und ließ viele seiner Gegner einkertern. Als Thiers am frühen Morgen dieses Tages noch schlief, wurde er von einem Polizeibeamten geweckt und aufgefordert, wegen „Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates“ den Gensdarmen ins Gefängniß zu folgen. Thiers wahrte sich. „Wissen Sie,“ soll er gesagt haben, „daß ich Volksvertreter bin?“ „Ich kann dies,“ erwiderte der Beamte, „mit Ihnen nicht erörtern, ich habe einfach meine Befehle zu vollziehen.“ „Wenn ich Sie aber erschöbe,“ fuhr Thiers fort, indem er auf eine Kommode zuschritt. „Dessen halte ich Sie nicht für fähig,“ antwortete jener, wobei er in die Tasche griff, „auch habe ich Vorforge getroffen, um Sie daran zu hindern.“ Thiers mußte folgen und wurde am 9. Januar 1852 aus Frankreich verbannt. Er machte nun eine Reise durch Deutschland, England und Italien. Schon im Juli desselben Jahres erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland.

Von nun an blieb er bis zum Jahre 1863 dem Staatsleben fern und beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Arbeiten. Unter Napoleons III. Regierung war es gefährlich, freieitliche Gedanken, wie sie Thiers befeelten, laut und öffentlich auszusprechen. Dieser wußte sie still zu hegen und, als er die Zeit für gekommen hielt, auch wieder zu äußern. So sagte er am 11. Januar 1864 in einer Rede: „Für mich fordere ich nie etwas, nur für mein Land trage ich nie Bedenken, in geziemendem, achtungsvollem Tone zu fordern. Man sei aber auf der Hut! Dieses heute kaum erwachende, dieses aufstrebende Land, bei welchem das Uebergreifen der Wünsche so nahe beim Erwachen liegt, dieses Land, das heute erlaubt, daß man für es in ehrerbietigem Tone verlange, wird vielleicht eines Tages gebieterisch fordern.“

Die Schwierigkeiten, welche der Napoleonischen Regierung in Frankreich bereitet wurden, mehrten sich. Der Kaiser glaubte das Volk beschwichtigen zu können, wenn er dessen Aufmerksamkeit auf äußere Fragen lenkte, wenn er das besonders seit dem Kriege von 1866 aufblühende Preußen demüthigte. Er nahm die Frage wegen der Besetzung des spanischen Königsthrons zum Anlaß, um Preußen den Krieg zu erklären. Thiers gehörte zu den Wenigen, welche sich diesem Entschlusse widersetzen. Zwar betrachtete auch er die Machtentfaltung Preußens und die Einigung der deutschen Stämme mit unverhohlenen Mißfallen, aber er hielt jene spanische Frage nicht für ausreichend, um ihretwegen den Krieg zu erklären und sah ein, daß Frankreich nicht gerüstet genug sei.

Als einige Abgeordnete so weit gingen, deshalb seine Vaterlandsliebe zu bezweifeln, sagte er: „Sie mögen mich beleidigen; ich will Alles dulden, um das Blut meiner Mitbürger zu schonen, das Sie unvorsichtig zu vergießen sich anschieken.“

Als die französischen Heere eine Schlacht nach der andern verloren, trat er eine Reise an die Höfe der mächtigsten Staaten — nach London, Wien, St. Peters-

burg und Florenz — an, um deren gute Dienste für Frankreich zu erbitten. Er erreichte sein Ziel nicht. Als es sich dann um den Abschluß des Friedens handelte, leistete er seinem Vaterlande große Dienste. 26 Departemente wählten ihn am 8. Februar 1871 zu der Versammlung, welche über Fortsetzung oder Beendigung des Krieges beschließen sollte. Er wurde an die Spitze des Staatswesens gestellt. Mit Bismarck setzte er die Friedensbedingungen fest.

Es wird erzählt, beide hätten in einem schlecht geheizten Gasthofzimmer mit einander verhandelt. Das währte bis tief in die Nacht. Thiers wurde müde. Bismarck bemerkte dies. „Schlafen Sie ein oder zwei Stunden“ — sagte er zu ihm — „indef ich einige Depeschen besördere.“ Thiers legte sich auf ein Ruhebett und schlief sofort ein. Nach einer Weile bemerkte Bismarck, daß es den alten Mann fröstelte. Leise tritt er auf, holt seinen Mantel und breitet denselben über ihn hin. Als Thiers etwa zwei Stunden geschlafen hatte, wurden die Besprechungen wieder aufgenommen. „Gestehen Sie es,“ — soll Bismarck nachher zu ihm gesagt haben — „es gibt nur zwei Leute, die Frankreich lieben: Sie und ich!“

Der Friede war geschlossen, aber noch mußte, ehe Frankreich wieder zur Ruhe kam, ein furchtbarer innerer Feind niedergeworfen werden: die Commune. Erst im Mai 1871 gelang dies, nachdem noch Ströme von Blut vergossen worden waren. Im August 1871 erhielt Thiers den Titel eines Präsidenten der Republik. Er erfüllte pünktlich die gegen das Deutsche Reich eingegangenen Verbindlichkeiten, und rasch erhob sich wieder Frankreich.

Die Republik hatte jedoch viele Gegner. Dieselben gewannen in der Kammer die Oberhand; daraufhin trat Thiers am 24. Mai 1873 von seinem hohen Posten zurück. „Ich hätte“ — sagte er in einem erst nach seinem Tode veröffentlichten Schriftstück, — „so lange am Ruder bleiben können, wie die Nationalversammlung selbst. Ein Verfassungsgezet gab mir das Recht dazu; ich hätte bleiben können, jedoch nur unter Einer Bedingung, daß ich nämlich ein Ministerium entließ, welches mein Vertrauen besaß und bei allem Nützlichen, was ich vortrug, seinen bedeutenden Antheil hatte. Das wollte ich nicht. Das Land war allerdings auf meiner Seite, nicht aber die Kammer, welche mich gewählt hatte.“

Und wieder trat er in das Privatleben zurück. Mac Mahon, welcher sein Nachfolger wurde, begünstigte die Republikaner nicht, auch dann nicht, als dieselben in der Kammer die Mehrheit erlangten. Er löste letztere vielmehr auf. Da wandten sich die Augen der Mehrheit des französischen Volkes wieder hoffend auf Thiers und es schien, als ob derselbe seines hohen Alters ungeachtet nochmals berufen sei, den Kampf für seine freieitlichen Grundsätze aufzunehmen. Da verbreitete sich plötzlich, ehe noch die auf den 14. Oktober ausgeführten Wahlen stattgefunden hatten, die Trauerbotschaft: Thiers ist gestorben.

Am 3. September ging er seiner Gewohnheit gemäß Morgens zwischen 6 und 7 Uhr spazieren. Beim Frühstück überfiel ihn eine leichte Ohnmacht. Er wollte sich

in der frischen Luft Bewegung verschaffen, mußte aber umkehren und sich zu Bette legen. Der Schlag rührte ihn und noch an demselben Tage starb er.

Die Trauerkunde wurde fast überall mit herzlicher Theilnahme aufgenommen. Einige seiner Feinde allerdings äußerten ihre Freude über das Hinscheiden dieses ihnen so sehr hinderlichen, einflussreichen Mannes, aber die weit überwiegende Mehrzahl des Volkes empfand den Verlust tief.

Die Leichenfeier am 8. September gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung. Die Regierung wollte sie auf Staatskosten abhalten, da sie sich aber mit Thiers' Wittve wegen der dazu nöthigen Anordnungen nicht vereinbaren konnte, unterzog sich diese mit den Gesinnungsgenossen ihres Mannes allein der traurigen Pflicht. Von amtlicher Seite wurden der Leiche nur die Ehren erwiesen, worauf Thiers als Großwürdenträger der Ehrenlegion ein Recht hatte.

Fast ganz Paris theilte sich, sei es durch Enthaltung von Arbeit, sei es durch Anschluß an den Leichenzug oder durch sonstige Zeichen der Trauer an dieser Feier.

Es war in der That ein Mann hier zu Grabe getragen, der nicht nur Großes ausgeführt, sondern auch das französische Wesen in seltener Schärfe in seiner eigenen Person zum Ausdruck gebracht hat.

Eine glühende Liebe zum Vaterlande leitete ihn sein Leben hindurch bei seinen Handlungen. Was seiner Meinung nach Frankreich zum Ruhme und zum Nutzen gereichte, hat er mit all seinen reichen Gaben erstrebt. Die Wohlfahrt anderer Völker lag ihm nicht so am Herzen. Man hätte z. B. meinen können, er würde sich seinen freiherrlichen Grundsätzen gemäß darüber gefreut haben, daß auch Italien und Deutschland zur Einigkeit und zu staatlicher Selbstständigkeit heranreiften. Aber dies schien ihm für den Ruhm Frankreichs nachtheilig und darum suchte er beides zu verhindern. Einer seiner eigenen Landsleute warf ihm vor, er strebe darnach, daß die Kleinen nicht groß werden und die Großen klein bleiben, während Frankreichs Größe nicht in der Schwäche der anderen bestehe, sondern dasselbe groß sein könne unter Großen, und Thiers selbst rief einmal aus: „Ich sage nicht, daß wir gute Nachbarn sind. Wir sitzen selbst immer in Bedrängniß und sind immer eine Plage für alle, die etwas mit uns zu thun haben.“

Seine Thätigkeit war eine weit ausgedehnte. Von früh bis spät arbeitete er. Im Sommer und Winter pflegte er um 5 Uhr aufzustehen.

Wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen fanden in ihm einen eifrigen Förderer. Sein großes Vermögen kam ihm dabei wohl zu Statten (er soll etwa 11 Millionen Mark hinterlassen haben). Der Kreis dessen, was er selbst erforschte, ist ein sehr weiter. Außer seinen vielen geschichtlichen Arbeiten beschäftigte er sich u. A. mit Philosophie (Weltweisheit) und Kunst, mit Natur- und Kriegswissenschaft.

Sein umfassendes Wissen zeigte sich besonders auch, wenn er in öffentlichen Versammlungen oder im engen Kreise Reden hielt. Sehr häufig wußte er dadurch die Zuhörer für seine Ansicht zu gewinnen. Der berühmte Dichter Lamartine sagte von ihm: „Er ist der überzeugendste von Allen, und man würde es sich nie nehmen lassen, ihn zu hören, weil der Gedanke bei ihm durch die Haut hindurchzuleuchten scheint.“

Es ist nicht zu verwundern, daß er bei der vielen Verehrung, welche ihm zu Theil wurde, seine eigene Person oft mehr in den Vordergrund stellte, als die Bescheidenheit eigentlich wünschenswerth gemacht hätte.

Von Körper war er klein, nur sein Kopf erschien groß, wie dazu geschaffen, eine solche Fülle von Gedanken zu bergen. Seine Schultern pflegte er im Gespräche fortwährend zu schaukeln.

An seiner Frau hatte er eine treue Gefährtin; Kindersegen ist ihm nicht zu Theil geworden. Zahllos aber sind die geistigen Kinder, welche sich von seinen Worten und Thaten belehren, von seinem Vorbild begeistern ließen, und sein Name ist enge verknüpft mit der Geschichte der Menschheit.

Die ganze gebildete Welt schaute mit Spannung auf die Wahlen hin, welche kurz nach seinem Tode in Frankreich statt hatten und verfolgte mit lebhafter Theilnahme die erneuten Kämpfe zwischen der Regierung und der Kammer. Der Mann, welchen Mac Mahon gegenwärtig zu seinem ersten Berather gemacht hat, Dufaure (sprich Düsohr) ist in die Fußstapfen dieses ruhmreichen Staatsmannes getreten, so daß wir sagen können: Der Geist, welcher in Thiers lebte, regiert auch heute noch in seinem Vaterlande.

Die Abendglocke.

Die Abendglocke tönet
Hin durch die stille Welt.
Das Herz wird mir beklommen,
Vom Aug die Thräne fällt.

Wenn einst mein letzter Abend
Vom Himmel nieder sinkt,
Die letzte Abendglocke
Mein müdes Ohr vernimmt —

O, möchte dann mein Leben
Sanft wie ihr Ton verweh'n,
Mein Herz in Frieden ruhen
Wie jezt die Abendhö'h'n.

B. v. Z.



Sonnenaufgang.

Gemälde von Adrian van de Velde, geb. in Amsterdam 1639, † 1672. (Siehe über denselben Nr. 2, Seite 12.)

Einer, der sich zu helfen wußte.

(Aus dem Revolutionsjahr.)

Der alte würdige Lehrer Held von Sulzbach hatte eben (das gehörte zu seinem Amt) in der Kirche Christenlehre abgehalten. Er hatte der Jugend, in welcher auch der Revolutionsgeist spukte, scharfe Worte gesagt: „Ihr wollt nicht mehr gehorchen, ihr meint, ihr seid Männer, weil ihr Cigarren raucht und Bier trinkt, aber ihr seid Buben und sollt auch, gebt nur Acht, als Buben behandelt werden!“ Als er so sprach, überließ es die großen Buben bald heiß, bald kalt, und die Mädchen steckten die Köpfe zusammen. Nun warf er den Mantel über und schritt, ein gutes Buch unter dem Arm, dem Nachbarorte zu, wo er seit zwanzig Jahren die Sonntagnachmittage bei einem Kollegen zuzubringen pflegte, den seit zwanzig Jahren die Gicht an die Stube fesselte. Er mochte etwa zwei Stunden bei seinem „Special“ gewesen sein, als die „Sophei“, seine alte Haushälterin (er war unverheirathet) athemlos ins Zimmer stürzte.

„Herr Lehrer! Herr Lehrer!“

„Um Gotteswillen, was ist? Brennt's zu Hause?“

„Ach Herr Lehrer, die Burschen wollen Ihnen heute Abend aufpassen und Ihnen ein Leid thun! Der Lips

ist Rädelshführer, er hat einen Säbel umgeschwungen, aber seine Schwester ist brav, die hat mir's gleich gesagt und darauf bin ich durch die Gärten und über Feld hierher gelaufen!“

„Die Buben! die Buben!“ sprach erregt der Lehrer, indem er ein Paar mal die Stube maß. „Wo werden wir noch hinkommen! Es wird ja immer schlimmer! Nun, sie sollen kommen!“ — „Sophei“, fuhr er fort, „ich danke Dir, daß Du gekommen bist, jetzt trinke eine Tasse Caffee und gehe heim; in solchen Zeiten läßt man die Häuser nicht leer stehen. Und mache Dir weiter keine Sorgen!“

Als sie fort war, sagte ihm sein Freund: „Soll ich schnell einige Männer aus dem Dorfe herbeirufen, daß sie Dich begleiten?“

„Das laß nur sein, Alter! Haben die Buben Schlimmes im Sinn, so werde ich schon allein mit ihnen fertig werden. Hat man dagegen, wie's ja auch möglich ist, meine Sophei und mich nur erschrecken wollen, so würde ich mich ja nur lächerlich machen, wenn ich nach Schutz suchte!“

Er blieb noch ruhig ein halbes Stündchen sitzen, bis die Pfeife ausgeraucht war und die Nachtglocke geläutet hatte.

„Ach, wenn ich Dich doch wenigstens begleiten könnte,“ jammerte der gichtbrüchige College. Sie könnten Dir doch übel mitspielen!“

„Sei nur ruhig! ich kenne meine Leute! Willst Du was für mich thun, so gib mir einen guten Stock, damit ich was in der Hand habe.“

Als er in der Kammer der Frau nach dem Gewünschten suchen half, fielen seine Augen auf einen langen Spieß, der hinter der Thüre stand. „Was ist das hier?“ — „Das ist des alten Nachtwächters Spieß! Der will ihn nicht mehr tragen, weil er nicht mehr Mode sei!“ — „Schön, so will ich ihn nehmen!“ Damit verabschiedete sich der Lehrer und trat mit der altmodischen Waffe in der Hand durch die sinkende Nacht den Heimweg an.

Schon hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt und noch war Alles still. Es ist, scheint es, nur blinder Lärm gewesen! Aber nein, jetzt tönt vom Dorf her ein wilder Gesang und laute Ausrufe. Sie ziehen heran und gehen in zwei Reihen, man merkt es am Gesang. Unser Lehrer schreitet rüstig fort. Nun biegt die Straße um eine kleine Anhöhe. Die heranziehenden Bursche müssen ganz nahe sein. Da kommt dem Lehrer ein listiger Einfall. Er nimmt seinen Mantel ab, hängt ihn oben an die Hellebarde, stülpt seinen Hut darüber und hebt dann den Spieß mit beiden Händen in die Höhe, so daß der untere Saum des Mantels seinen Kopf bis auf die Augen verhüllte. Nun war er an sich schon von außerordentlicher Körperlänge, man denke sich ihn erst mit dieser Verlängerung! Jetzt kommt der erste Trupp um die Ecke; sie schwingen Knüttel und stimmen eben zum zwölften Mal an:

Allons enfants de la patrie . . . ¹

Da bricht der Gesang ab; die zehn Fuß hohe Gestalt erblickt, die mit Riesenschritten auf sie zugeht, und rechts und links über die Wiesen Reifens nehmen, war das Werk einer Secunde. Jetzt macht die zweite Reihe die Kehre:

Aux armes, citoyens! ²

Sie erblickten die geisterhafte Gestalt und im Nu haben sie sich gedreht und laufen, was sie können, dem Dorfe zu. Dabei passirte dem Lips, der als kluger Commandant bei der arriere-garde (Nachhut) stand, das Unglück, daß ihm der Säbel zwischen die Beine kam. Er stolpert; der Lehrer erreicht ihn, macht rasch eine Hand frei und versetzt ihm eine Ohrfeige, wie sie ihm aus langer Praxis zu Gebote standen. Nachher erzählte der Lips, er habe deutlich gesehen, daß der Geist Feuer sprühte („das Gesicht hett Fir g'schpitzt!“)

Ob später den Buben eine Ahnung kam, wer das Gespenst war, das sie so erschreckte, weiß ich nicht. Jedenfalls haben sie ihrem Lehrer nie mehr nachgestellt.

Merke: Ein Mann soll sich nie vor Buben fürchten.
H.

¹ Dies ist der Anfang der Marsellaise — sprich Marselläs — eines französischen Revolutioneliedes, welches im Jahre 1792 gedichtet wurde und in Frankreich ungefähr ebenso häufig gesungen wird als in Deutschland die „Wacht am Rhein.“ Sie lautet übersetzt so:

Ihr Männer, auf im Vaterlande!
Es kam des Ruhmes Tag herbei.
Die blutbesprigte Fahne wandte
Hoch wider Euch die Tyrannei.
Hört ihr der rohen Söldner Horden
Das Heil durchziehen mit Gedrüll?
Sogar in euren Armen will
Der Feind euch Weib und Kinder mordern.
Zum Kampf, ihr Bürger all!
Schnell ordnet eure Weisheit!
Vorwärts! Vorwärts!
Das falsche Blut laug' euer Boden ein!

² Das heißt: Zum Kampf, ihr Bürger!

Aus Algerien.

(Mittheilung eines Elsfäfers.)

Im Hinblick auf die Wirren im Morgenlande möchte ich an ein Erlebnis erinnern, das ich vor mehreren Jahren an der tunisischen Grenze hatte. Ich ritt einst von Guelma aus ostwärts, um Sufharras, das ehemalige Tagaste, die Geburtsstätte des Kirchenvaters Augustinus, zu besuchen. Längs des fünfzehn Stunden langen Pfades sah ich kein Ackerfeld, keinen Obstbaum, kein Haus, ausgenommen im Thale Medschesfa, wo ein Schweizer, Namens Homberger, eine Mühle erbaut hatte. Ueberall aber bemerkte ich im Seybousethal eine wasserreiche Gegend, schwarze, fette Erde unter den endlosen Hecken, und Spuren von großartigen römischen Niederlassungen. Noch größer ist die Verwüstung in Tunisien, dem ehemaligen Garten der Hesperiden, der sogenannten Kornkammer Rom's. So haben die Paschas gewirthschaftet, und buchstäblich wahr ist das morgenländische Sprüchwort: „Wo der Türke den Fuß hingesezt hat, hört das Gras auf zu wachsen.“ Bei Sufharras traf ich eine Karawane von arabischen Reitern an, die im Gänsemarsch von der tunisischen Grenze her-

kamen. Hinter jedem Manne saß eine junge Negerin und hielt sich an den Schultern ihres neuen Gebieters fest. Die armen Geschöpfe waren nur mit einem dunkelblauen Hemde und einem braunen Turban bekleidet. Ich fragte den Vordersten der Karawane in der fränkischen oder Sabirsprache: « Kadesch ça? » (statt des französischen cela. Was kostete das?) Mürrisch antwortete er: « Schantlik! » (Was liegt daran!) Ich fragte den Hintermann: « Kadesch la mouquère? » (statt des spanischen mujer. Was kostete das Weib?) Er erwiderte: „Zwanzig Douros.“ (Silberlinge, d. h. Fünffrankenstücke.) Der französische Dichter Lamartine fand im Sklavenbazar zu Constantinopel Abyssinierinnen, die fünf- bis sechshundert Franken kosteten.

Als ich nach Guelma zurückkehrte, erzählte ich dem Unterpräfecten, Herrn von Lamothe-Vangon, was ich gesehen und gehört hatte. Er antwortete: „Das französische Gesetz gewährt jedem Sklaven die Freiheit, sobald er die tunisische oder die maroccanische Grenze überschreitet, um das algerische Gebiet zu betreten.“

Aber die Sitten sind oft stärker als die Gesetze.“ Ich wendete mich nun an die arabischen Häuptlinge. Ihre Beweisgründe zu Gunsten der Vielweiberei und des Sklavenhandels sind noch ganz dieselben wie vor Alters. Ja, die lockere islamitische Sittlichkeit scheint mir seit dem Einbruche der Türken und der Tataren noch schlechter geworden zu sein. Ein älterer arabischer Dich-

ter sagte: „Man soll ein Weib nicht schlagen, nicht einmal mit einer Rose.“ Jetzt sagen die Araber: „Man kann die Weiber nicht anders als mit dem matrak (Prügel) regieren.“ Diesem Worte entspricht die unwürdige Behandlung, welche die Muhamedaner ihren Frauen zu Theil werden lassen und bei der ein schönes Familienleben nicht aufkommen kann. S. in S.

Verschiedenes.

London zählte im Jahre 1876 (die Vorstädte mitgerechnet) 4,286,607 Einwohner. In demselben Jahre sind daselbst geboren 153,192, gestorben 91,171 Personen. Die Zahl der bewohnten Gebäude betrug 417,767; die Straßen hatten eine Gesammtlänge von 1500 (englischen) Meilen (1 englische Meile = 1609 Meter).

Im Monat November 1877 gingen, nach einer in London vorgenommenen Zählung, 189 Segel- und 16 Dampfschiffe unter, und zwar Segelschiffe: 77 englische, 21 deutsche, 20 amerikanische, je 14 französische und norwegische, je 7 holländische und portugiesische, 6 schwedische, je 5 dänische und italienische, 3 österreichische, je 1 argentinisches, belgisches und russisches, sowie 7 unbekannt; Dampfer: 10 englische, 2 deutsche, je 1 amerikanischer, italienischer, norwegischer und spanischer. Darunter sind 3, deren Untergang man annimmt, weil jegliche Nachricht von ihnen fehlt.

Die Ursache solcher auf der See vorkommender Anfälle ist häufig nicht etwa höhere Gewalt, Sturmwinde und dergleichen, sondern menschliche Habgucht und leichtsinnige Führung der Schiffe; es werden z. B. Schiffe, die nicht mehr seetüchtig sind, immer noch verwandt, weil die Eigenthümer das in denselben angelegte Kapital möglichst lange ausnützen wollen, oder Kapitäne fahren zu rasch, um vor ihren Berufsgenossen sich auszuzeichnen und viele Reisende und Güter für ihr Schiff zu gewinnen. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß im vorigen Jahre ein deutsches Seeunfallgesetz erlassen wurde. Unter dem Reichskanzleramt stehen sogenannte Seeämter. Deren Mitglieder müssen mit dem Seewesen vertraut sein und haben die bei Schiffbrüchen stattgehabten Vorgänge zu prüfen. Die Seeämter können sorglosen oder auch unfähigen Kapitänen das Recht der Schiffahrt auf kürzere Zeit oder auch für immer entziehen. Zum ersten Mal wird dieses Gesetz bei dem deutschen Dampfer „Amerika“ angewandt. Derselbe stieß am 1. Dezember vorigen Jahres mit einem italienischen Schiff so stark zusammen, daß letzteres sank und ein Theil der Besatzung in den Wellen den Tod fand.

Eine großartig angelegte Anstalt ist das neue Garnisons-Lazarett für Berlin im Tempelhofer. Mit Ausschluß des Grund und Bodens kostete die Herstellung desselben 2,475,000 M., jedes darin aufgestellte Bett durchschnittlich 4950 M., mit Hinzurechnung des Bodens 5150 M. Es besteht aus größeren zweistöckigen Krankenhäusern und 5 kleineren Häuschen.

In London wurde zur Aufnahme solcher katholischer Knaben, welche obdachlos auf den Londoner Straßen umherirren und hier für Leib und Seele den größten Gefahren ausgesetzt sind, eine Anstalt — das St. Vincenzhaus — errichtet, welche bereits ungefähr 50 verwahrlosten Knaben Obdach, Pflege und Unterricht gewährte, und zwar 30 derselben ohne Entgelt, während für die andern von Menschenfreunden milde Gaben gespendet wur-

den. Man hofft auf diese Weise viele Knaben einem Leben voll Laster zu entreißen und sie zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden.

Zur Weltlage. Bis in die letzten Tage des Januar dauerte der Siegesmarsch der Russen fort. Nur noch 45 Kilometer standen die Spitzen derselben von Konstantinopel entfernt, als am 31. Januar der Waffenstillstand in Adrianopel beschlossen wurde. Es ist leicht erklärlich, daß die russischen Truppen die Kunde davon ohne ein Zeichen begeisterter Zustimmung aufnahmen. Wer aber an die entsetzlichen Leiden denkt, welche die Türken in den letzten Wochen durchmachen mußten, wird eine herzliche Freude über die Einstellung der Feindseligkeiten haben und wünschen, daß ein dauerhafter Friede nachfolge. Kaiser Alexander von Rußland sagte in einer Ansprache an Offiziere: „Ich beglückwünsche die Herren zu dem Waffenstillstande, dessen Bedingungen so befriedigend sind. Wir verdanken ihn unsern braven Truppen, welche bewiesen haben, daß ihnen nichts unmöglich ist. Aber es ist doch noch nicht das Ende. Wir müssen uns in Bereitschaft halten, bis wir einen dauerhaften und Rußlands würdigen Frieden erreicht haben, wozu uns Gott helfen möge.“ Vertreter der größten Mächte Europas sollen nun zu einer Konferenz zusammenkommen und die noch schwebenden Fragen regeln.

Griechenland ließ eine Truppenabtheilung über die Grenze in die Türkei marschiren „um die Ruhe aufrecht zu halten und dem Niedermeheln der Christen vorzubeugen.“

Der deutsche Reichstag wurde am 6. Februar in Berlin eröffnet. Der bei dieser Feierlichkeit von Staatsminister Camphausen verlesenen Rede entnehmen wir folgende Stelle:

„Bei der Eröffnung des vorjährigen Reichstags war die Erwartung noch nicht ausgeschlossen, daß die türkische Regierung aus eigener Entschliezung zur Ausführung der Reformen schreiten werde, über welche die europäischen Mächte sich auf der Conferenz in Konstantinopel geeinigt hatten. Diese Erwartung ist nicht in Erfüllung gegangen: Seine Majestät der Kaiser hofft jedoch, daß nunmehr ein baldiger Friede die Grundsätze jener Conferenz zur Anwendung bringen und dauernd sicher stellen werde. Die verhältnismäßig geringere Betheiligung der Interessen Deutschlands im Orient gestattet für die Politik des Reiches eine uneigennützig Mitwirkung an der Verständigung der beteiligten Mächte über künftige Garantien gegen die Wiederkehr der Wirren im Orient und zu Gunsten der christlichen Bevölkerung. Inzwischen hat die von Seiner Majestät dem Kaiser vorgezeichnete Politik ihr Ziel bereits insofern erreichen können, als sie wesentlich dazu mitgewirkt hat, daß der Friede zwischen den europäischen Mächten erhalten worden ist und zu ihnen allen Deutschlands Beziehungen nicht nur friedliche, sondern durchaus freundschaftliche geblieben sind und mit Gottes Hilfe bleiben werden.“

Papst Pius IX. starb am 7. Februar. Näheres folgt.

